

Aufbruch wohin?

Ein reformiertes Plädoyer für eine theologisch begründete Mixed Economy

*Mittwoch, 27. März 2019, 19.30 Uhr, Universität Zürich, Vortrag gehalten an
der Mitgliederversammlung des Vereins reformiertbewegt*

Autor: Heinz Fäh, Pfarrer in Rapperswil und Mitglied des St. Galler Kirchenrats

1. Warum es nicht mehr lange so weitergeht

Kürzlich schrieb die Deutsche Pfarrkollegin Beate Wolf einen Artikel unter dem Titel: „Ist das Kirche oder kann das weg?“¹ Sie plädiert darin für ein kirchliches Aktivitätsfasten, weil die meisten Kirchenleute schlicht mit allem, was sie zu tun hätten, überfordert seien. Es gelte sich auf das Wesentliche zu beschränken. Wesentlich sind für sie die Hausbesuche, sorgfältig gestaltete Kasualien und der Gottesdienst. Alle Aktivitäten zur Freizeitgestaltung könne man getrost anderen überlassen, die es im Übrigen meist besser machen würden, als die Kirche. „Ist das Kirche oder kann das weg?“ Da sind wir mitten im Thema.

Pfrn. Beate Wolf vertritt eine prominente Stimme in Kirchenkreisen. Ihre praxisnahen Argumente haben einiges für sich. Zum einen wirkt ihr Fragezeichen hinter kirchlichem Aktionismus entlastend, zum anderen setzt sie bei einer Stärke unserer Kirchen an, nämlich beim grossen Vertrauen, das Pfarrpersonen und diakonische Mitarbeitende immer noch geniessen. Sie können sich bei ihren Gemeindegliedern zu einem Besuch anmelden und werden von manchen immer noch vertrauensvoll willkommen geheissen. Die Leute schätzen den persönlichen Kontakt und lassen sich gerne an den Schnittstellen des Lebens begleiten. Viele Stimmen sehen genau darin das Proprium von evangelischer Kirche: die Versorgung der Menschen mit kirchlichen Diensten.

Darauf ist unser ganzes System traditionellerweise ausgerichtet. Es geht in der Kirche darum, das Wort zu verkündigen, die Sakramente zu verwalten und für die einzelnen Menschen da sein, sofern sie uns brauchen. Wenn die Leute dem Gottesdienst fernbleiben, muss das kirchliche Personal eben zu ihnen nach Hause gehen und mit den einen Kaffee und mit andern ein Bier trinken und sie ermutigen, trösten und ihnen den Segen zusprechen. Die plausibel klingende Botschaft an die Adresse der Pfarrpersonen und der Behörden heisst: Hört auf, von einer anderen Kirche zu träumen! Hört auf mit all den Programmen. Macht einfach eure ureigene Arbeit – und macht sie gut!

Die Stimme von Beate Wolf entspringt der Erfahrung, dass die Kirchen unendlich viel anbieten, dabei aber meist auf bescheidene Resonanz stossen. Wenn ich die Veranstaltungskalender der Kirchgemeinden durchblättere, frage ich mich manchmal, wer

¹ Magazin Bildungskirche 01/2019 S. 14f.

sich bei der Fülle der Angebote noch zurechtfinden kann. Braucht es das alles wirklich? Versorgen wir dadurch nicht immer dieselben Leute?

Der Haken an Beate Wolfs Ansatz ist, dass sie die gesellschaftlichen Entwicklungen weitgehend ausblendet. Sie plädiert für ein abgespecktes Kirchenschiffchen, das fröhlich in der Badewanne weiterfährt, während unten der Stöpsel längst ausgezogen ist.

1.1. Zahlen:

Einige Zahlen mögen die Realität hierzulande illustrieren. Im Kanton St. Gallen steht vielerorts die Kirche noch im Dorf. Die ökumenischen Verhältnisse sind partnerschaftlich, wie kaum sonst in der Schweiz. Auch finanziell geht es uns Reformierten nach wie vor ausgezeichnet. Doch auch bei uns bröckelt es. Ärmer, älter, kleiner- das Mantra von Stolz/Baliff, dämmert nicht mehr bloss am Horizont².

Unsere Repräsentanz in der Bevölkerung sinkt. Lebten im Jahr 2000 bei einer Wohnbevölkerung von 452'000 Personen noch 123'000 Reformierte im Kanton, waren es 2017 noch 106'000 bei einer Wohnbevölkerung von bereits 505'000. Der Anteil der reformierten Wohnbevölkerung sank von 28% auf 21%. Und der Sinkflug geht beschleunigt weiter. Zusammen mit den Katholiken repräsentieren wir nicht mehr 2/3 der Bevölkerung. In der Stadt St. Gallen lebten 1960 noch 38'500 Reformierte, 2017 lag ihre Zahl noch bei 16'700.

Die Demographie steht gegen uns. Wir verzeichnen mehr Bestattungen als Taufen. Doch selbst die Bestattungen sind rückläufig. Dies nicht etwa, weil die Leute nicht mehr sterben würden, sondern weil sie sich als Kirchenmitglieder nicht mehr unbedingt im kirchlichen Rahmen beerdigen lassen wollen. Den traditionellen Kirchen erwächst auf dem Markt für Kasualbegleitung Konkurrenz von verschiedenster Seiten.

Hinzu kommen zunehmende Kirchengaustritte. Im vergangenen Jahr waren es im Kanton SG 1'445 Personen- mit 1,35% der Mitglieder in einem Jahr ein neuer Rekord. Die Mehrheit davon sind jüngere Menschen im Alter von 20 bis 30 Jahren. Die jungen Distanzierten machen heute ernst mit der Distanz und fragen sich: „Brauche ich das oder kann das weg?“

Paradoxerweise merken wir das noch nicht bei den Finanzen. Auch institutionell sind wir nach wie vor bestens mit staatlichen Stellen vernetzt. Trotz Lehrplan 21 sind wir als Kirchen an der öffentlichen Schule auf allen Stufen präsent. Wir treten also immer noch als öffentlicher Dienstleister auf. Aber unsere Legitimation erodiert.

So müssen wir uns fragen: Wie viel Energie investieren wir in die Erhaltung des Status Quo und wie viele Ressourcen wenden wir auf, um den Übergang zu gestalten?..

² vergl. Jörg Stolz, Edmé Ballif: Die Zukunft der Reformierten, TVZ 2010

- ..Von der Mehrheitsgemeinschaft zur Minderheit
- ..Von der staatlich privilegierten Volkskirche zur Kirche, die von ihren Mitgliedern getragen wird
- ..Von der professionellen Service-Kirche zur Kirche, die von Freiwilligen gestaltet wird
- ..Von der Stütze der Gesellschaft zur Kontrastkultur mit prophetischer Stimme
- ..Von der schulischen Religionsvermittlerin zur christlichen Lern- und Erfahrungsgemeinschaft

2. Warum die Kirche ihren Auftrag neu definieren muss

Pfrn. Beate Wolf postuliert Kirche in traditioneller Weise als religiösen Grundversorger. Die Dienstleister in Person sind die Pfarrerin oder der Diakon, die sich gerne für die ihnen anvertrauten Mitglieder Zeit nehmen. Der methodische Ansatz geht davon aus, dass christlicher Glaube nicht geweckt werden muss, sondern latent vorhanden ist und durch kirchliche Dienste bloss gepflegt zu werden braucht. Doch genau dies entspricht längst nicht mehr der Realität. In Sachen Religion ist eine Freestyle-Mentalität zum gesellschaftlichen Mainstream geworden - auch innerhalb unserer Mitgliederbasis. Eine sekundäre Folge ist ein christlichen Analphabetentum, weil kaum noch eine vertiefte Beschäftigung mit christlichen Inhalten gepflegt wird. Trotzdem tun wir in unserer Kirche so, als könnten wir Mission getrost den Freikirchen überlassen und hätten das nicht nötig. Das hat Folgen für das Amtsverständnis von Behörden und kirchlichen Mitarbeitenden. Namentlich die Pfarrpersonen sehen ihre Aufgabe darin, durch Predigt, Seelsorge und Unterricht die Grundversorgung aufrecht zu erhalten. Solange im Pfarrhaus Licht brennt, ist Kirche vor Ort präsent. Doch damit wird die Präsenz der Kirche in der Welt an ihr Fachpersonal delegiert. Mit dem viel beschworenen Priestertum aller Glaubenden hat das herzlich wenig zu tun. Wir sind weit entfernt von einer neutestamentlichen Vorstellung von Kirche, die sich von ihrer Mission her als Bewegung von Menschen entwickelt hat, die von Christus ergriffen sind.

Karl Barth hat in seiner programmatischen Rede an Weltmissionskonferenz in Willingen 1952 einer missionalen Gemeindeftheologie das Wort geredet, als er das Konzept der ‚Missio Dei‘ ins Spiel brachte. Rowan Williams, der emeritierte Erzbischof von Canterbury, folgerte daraus 2003: „Mission, it’s been said, is finding out what God is doing and joining in.“³ Kirche hat die Aufgabe, die Mission Gottes zu befördern. Doch statt zu fragen: ‚Was tut Gott heute?‘ fragen wir: ‚Was sollen wir bloss morgen tun?‘

2.1. Wie sind wir an diesen Punkt gekommen?

Im Zuge der Reformation hat die evangelisch-reformierte Kirche das ekklesiologische Selbstverständnis der hierarchisch-römischen Heilsanstalt über Bord geworfen. Zwingli's Ideal war ein gerechter Staat mit Gott in der Mitte. Nach dem Debakel von Kappel 1531 hat

³ in Sabrina Müller: Fresh Expressions of Church, TVZ, 2016, S. 67-69

der Staat die Kirche domestiziert. Später vollzog sich zunehmend eine Wende zum Individuum. In der pietistischen Variante sollte Kirche dem Einzelnen zum persönlichen Seelenheil verhelfen, in der liberalen Variante wurde Kirche zur moralischen Instanz und zur Begleiterin des Individuums an den Übergängen des Lebens. Zudem sollte sich Kirche im Dienst der Gesamtgesellschaft der karitativen Tätigkeit widmen und sich möglichst von Politik und dem weltlichen Kulturbetrieb fernhalten. Bei der ‚caritas‘ treffen sich pietistische und liberale Anliegen.

Doch das soziale Engagement trägt die Kirchen heute nur noch bedingt. Sowohl der ausgebaute Sozialstaat, als auch zivilgesellschaftliche Akteure oder alternative religiöse Anbieter haben den etablierten Grosskirchen dieses Feld längst streitig gemacht.

Vielerorts sind die traditionellen Kirchen weiterhin institutionell eingebunden. Das erhöht den Druck auf sie, die öffentliche Relevanz und Nützlichkeit objektiv auszuweisen, um zu zeigen, dass sie die Steuergelder auch wert sind, die sie empfangen.

Wenn es um religiöse Inhalte geht, werden die Kirchen als öffentlicher Akteur entweder zurückgedrängt (das ist in der religiösen Bildung an den öffentlichen Schulen weitgehend geschehen) oder sie sind gezwungen, sich als professionelle Anbieter für allgemein religiöse Dienste ins Spiel zu bringen (das geschieht zunehmend im Bereich der Spital-, Klinik- und Anstaltsseelsorge - Stichwort spiritual care). Auch auf dem Feld der Entwicklungszusammenarbeit ist von den kirchlichen Akteuren eine religiöse Neutralisierung gefordert, um an Unterstützungsgelder aus öffentlichen Quellen zu kommen.

Wir sind als Dienstleister weiterhin gefragt, nicht aber als Christen. Wie gehen wir damit um und wo bleibt unser kirchliches Proprium- das Evangelium?

Wenn wir Jesus Christus als Inkarnation von Gottes Mission verstehen, müssen wir uns fragen, wie wir unseren Auftrag als Kirche definieren.

2.2. Wie definieren wir unser Mission Statement?

Wie würde die Formel des ‚Mission Statements‘ für ihre Kirchgemeinde oder für Ihre Kantonalkirche aussehen? Gibt es in der Mitarbeiterschaft und in Ihrer Kirchenpflege dazu einen klaren Konsens?

In St. Gallen versuchen wir seit rund 10 Jahren dem Slogan „Nahe bei Gott, nahe bei den Menschen“ nachzuleben. Er gefällt mir gut, doch ruft er nach Konkretisierung. Was bedeutet das in der kirchlichen Praxis?

Timothy Keller lehrte Praktische Theologie am Westminster Theological Seminary bei Philadelphia. Dann zog er nach New York, um seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in der kirchlichen Praxis zu erproben. Mit rund einem Dutzend Mitstreitern gründete er in der City eine neue Gemeinde. Daraus wuchs die Redeemer Presbyterian Church. Keller wurde zu

einem der einflussreichsten Kirchenleiter New Yorks. Wer die Gottesdienste der Gemeinde besucht, wird erstaunt sein, wie traditionell reformiert sie sind.

Kellers Theologie zielt auf Kirchnerneuerung. Mit ‚City to City‘ hat er ein internationales Institut gegründet, das Theologinnen und Theologen ausbildet, um erfolgreich Kirchnerneuerung und Kirchengründungen im spezifischen Kontext der Stadt voranzutreiben.

Bei der Frage, wie wir heute Kirche entwickeln können, schreibt er⁴:

- A) Eine Kirche muss zunächst wissen, auf welcher lehrhaften Basis sie steht. Er nennt das die ‚doctrinal foundation‘. Das ist für ihn die Hardware.
- C) Eine Kirche braucht Programme für den konkreten Dienst, der dieser Basis entspricht. Keller nennt sie ‚ministry program‘. Das ist sozusagen die Software, die aufgesetzt wird.
- B) Doch *dazwischen* braucht eine Kirche eine theologische Vision, die danach fragt, wie das Evangelium im spezifischen kulturellen, sozialen und historischen Kontext den Menschen nahegebracht werden kann. Dies erfordert eine intensive Auseinandersetzung mit der Umwelt und den bestimmenden Faktoren.

Wir haben in unserer Kirche oft Mühe uns über das theologische Fundament zu verständigen. Darum lassen wir das, gehen gleich zur Massnahmenebene über und entwickeln eine Vielzahl von Programmen. Oft sind diese an eine bestimmte Person gebunden, die ihre eigene Agenda verfolgt. Die entstehenden Programme bilden selten eine kohärente Kette sich ergänzender Angebote. Sie stehen bisweilen gar in Konkurrenz zu einander. Oft laufen sie ins Leere und führen seitens der Mitarbeiter zu Frustration. Als kleinster gemeinsamer Nenner bleibt gemeinsame Bewältigung der kirchlichen Grundversorgung. Das ist unser Problem. Die Arbeit an einer gemeinsamen theologischen Vision wäre jedoch unerlässlich, um aus diesem Hamsterrad auszubrechen.

3. Warum die Erneuerung der bestehenden Gemeinden nötig ist

Es gibt zweifellos viele Kirchengemeinden, die ein grossartiges Leben entfalten und denen es gelingt, das Evangelium in verschiedenster Weise den Menschen vor Ort näher zu bringen. Diesen Gemeinden müssen wir Sorge tragen. „If it works, don’t fix it.“ Wir dürfen nicht kaputt-reformieren, was in unseren Kirchen gut funktioniert.

Doch an vielen Orten ist eine lähmende Frustration festzustellen. Es wird viel gearbeitet, doch die Arbeit stösst ins Leere, wie Pfrn. Beate Wolf richtig feststellt. Der Treiber für Veränderungen ist unter diesen Umständen nicht die Theologie, sondern die Ökonomie. Wir

⁴ in Timothy Keller, Center Church- Doing Balanced, Gospel-Centered Ministry in Your City‘, Zondervan, Grand Rapids, 2012, S. 12-25

versuchen es in St. Gallen etwas anders zu machen, auch wenn die Ökonomie immer mitschwingt.

3.1. Den Puls der Gemeinde spüren

In der St. Galler Kirche ist der Kirchenrat verpflichtet, alle 10 Jahre eine vertiefte Visitation durchzuführen. Als kantonale Exekutive besuchen wir zeitnah alle Gemeinden und führen Gespräche mit den Vorsteherschaften und den Mitarbeitenden. Dadurch fühlen wir den Puls vor Ort. Die strukturierten Gespräche werden wissenschaftlich und anonymisiert ausgewertet und bilden die Datengrundlage für die künftige Strategie der Kantonalkirche.

Die Kantonalkirche versteht sich nicht in erster Linie als Obrigkeit, sondern als zentrales Kompetenz- und Dienstleistungszentrum im Dienst der Gemeinden. Wir wollen befähigen, ermächtigen, fördern, ermöglichen und gute Rahmenbedingungen setzen.

Durch die letzten beiden Visitationen haben wir festgestellt, dass es glückliche und weniger glückliche Grössen und Strukturen von Gemeinde gibt. Der kulturelle Kontext, namentlich jener von Stadt oder Land, spielt eine grosse Rolle in der Gestaltung von Kirche. Wir fördern darum eine Vielfalt an Gemeindeprofilen.

Zugleich haben wir ein Konzept für die religiöse Beheimatung von Menschen in unserer Kirche entwickelt und flächendeckend implementiert. Wir nennen es geistliche Begleitung, die letztlich den ganzen biographischen Bogen umfasst, aber vor allem Kinder, Jugendliche und Familien auf einen Weg einladen will. Wie dies Konzept konkret umgesetzt wird, entscheidet jede Kirchgemeinde selber. Dass wir es als verpflichtendes Grundangebot allen Gemeinden verordnet haben, hat gerade die kleinen Gemeinden zur Kooperation mit anderen gezwungen.

Auch Fusionen wurden durch ein Anreizsystem gefördert und von der Kantonalkirche beratend begleitet. In einer zweiten Phase wurden Kleinstgemeinden unter 1'000 Mitgliedern gezwungen, mit anderen zu fusionieren, wenn sie Gelder aus dem Finanzausgleichsfonds beziehen wollten. Wir haben also keine obere Zielgrösse definiert, sondern eine untere Mindestgrösse. Das Einzelpfarramt wurde weitestgehend abgeschafft. Gemeindebau ist Teamwork. Aus 55 wurden 40 zukunftsfähige Gemeinden. Das hat viel Arbeit und unendlich viele Gespräche benötigt. Doch nun sehen wir gute Früchte aus diesem Prozess wachsen. Das sind an sich gute Voraussetzung, doch wie gesagt erodiert auch bei uns die Basis und wir müssen uns fragen, wie wir eine positive Dynamik in unseren Gemeinden fördern können. Wenn man das will, wird man sogleich wieder mit der Frage nach dem eigentlichen Ziel christlicher Gemeinde konfrontiert.

3.2. Was ist eine lebendige Gemeinde?

In diesem Zusammenhang wird gerne vom Ziel einer lebendigen Gemeinde gesprochen. Gradmesser der Lebendigkeit ist die Partizipation von möglichst vielen Menschen. Worin diese Partizipation bestehen soll, bleibt jedoch unklar.

Für manche ist die evangelisch-reformierte Kirche schlicht eine Organisation mit langer Tradition, die über ein phänomenales Filialnetz und eine Infrastruktur an bester Lage verfügt. Das traditionelle Angebot, so wird argumentiert, würde von der breiten Bevölkerung nicht mehr gefragt, wohl aber von vielen mitfinanziert. Daher müssten die vorhandenen Ressourcen neu eingesetzt werden, um den wirklichen Bedürfnissen der Menschen vor Ort zu dienen. Die explizit christlichen Inhalte können zwar mitschwingen. Insbesondere im Gottesdienst haben sie ihren Ort. Ansonsten aber ist die Kirche vor allem Dienstleister der Zivilgesellschaft.

Dieser Ansatz ist verlockend und hat viele Anhänger, doch ist er inhaltlich entleert. Das Zentrum ist nicht Christus bei den Menschen, sondern die Kirche als Institution im Dienst der Menschen. Dadurch aber entäussert sich die Kirche ihrer eigentlichen Funktion.

Unsere Kirchengemeinden brauchen eine Erneuerung, die von der theologischen Mitte, von Christus her, entwickelt wird. Gerade weil wir als zivilreligiöse Stütze der Gesellschaft ausgedient haben und uns in einer Minderheitenposition befinden, müssen wir uns von den Wurzeln des christlichen Glaubens her neu inspirieren lassen.

Vom theologischen Fundament dürfen wir nicht zu schnell zur Massnahmenebene schreiten. Wir müssen für jeden lokalen Kontext eine theologische Vision entwickeln, die zum Ziel hat, Kirche als Lebensraum zu entwickeln, wo Menschen Christus begegnen können und einen Lebensstil einüben, der den Dienst an der gesamten Gesellschaft im Blick behält. Dafür ist ein vertieftes Verständnis der lokalen Kultur unabdingbar. Diakonie ist in dieser Perspektive gleichwertig zu Verkündigung, Bildung, Seelsorge oder Evangelisation- sie gehen Hand in Hand.

3.3 Gleiche Massnahme, andere Ziele

Ob sich eine Gemeinde als zivilgesellschaftlicher Dienstleister versteht oder als missionarische Gemeinde, wird weniger dadurch entscheiden, was sie tut, als vielmehr wie sie handelt. Zwei Gemeinden können sich zum Beispiel dafür entscheiden, im Quartier ein Kaffee zu eröffnen – betrieben von Freiwilligen.

In der Logik des zivilgesellschaftlichen Dienstleisters ist es sekundär, was in diesem Kaffee geschieht. Die Kirche öffnet einen Raum für die Leute, die ihn einnehmen wollen und die ihn mit ihren Ideen, Anliegen, mit ihrer Kultur und ihren Inhalten füllen. Hauptsache, die Leute kommen. So kann Kirche dem Quartier dienen.

Für eine missionarisch ausgerichtete Gemeinde wird das Kaffee ein Ort sein, an dem das Evangelium Raum gewinnt. Die Kirche öffnet den Ort für alle im Quartier, doch wird sie die Kultur, die sich dort etabliert, prägen. Sie wird ihre Freiwilligen auswählen und nicht nur im Kaffeebrauen schulen, sondern sie ermutigen, in der Rolle der Gastgeber auch Zeuginnen und Zeugen des Evangeliums zu sein.

Beide Formen bergen Chancen und Risiken. Diese auszuloten ist die Funktion einer theologischen Vision, wie Timothy Keller sagen würde.

Solche Visions-Prozesse gilt es zu fördern und zu begleiten. Zudem braucht es für solche Gemeindeinitiativen auch Geld. Im Kanton St. Gallen haben wir einen Fond, aus dem wir während drei Jahren eine Anschubfinanzierung leisten können. Es gibt aber nicht nur Geld für gute Ideen. Damit ist immer auch eine kantonale Begleitung und Vernetzung verbunden, die für Nachhaltigkeit sorgt und einen gewissen Knowhow-Transfer ermöglicht.

4. Warum es zusätzlich neue evangelisch-reformierte Gemeinden braucht

Erneuerungsprozesse sind vor allem im Zusammenhang mit einer Fusion von Kirchgemeinden nötig, damit nicht nur effizientere Strukturen geschaffen, sondern auf der Programmebene bessere Ergebnisse erzielt werden.

Im Jahr 2018 haben wir in St. Gallen jedoch zum ersten Mal seit rund 60 Jahren wieder eine neue Gemeinde gegründet, die jedoch nicht an eine Parochie gebunden ist, sondern regional über die Kantonsgrenzen hinaus wirkt. Nach einer dreijährigen Projektphase unter kantonalkirchlicher Leitung ist die All Souls Protestant Church als eigenständige reformierte Gemeinde in englischer Sprache entstanden.

Es sind auch weitere Initiativen unterwegs, die neue Gemeinden für bestimmte Anspruchsgruppen zum Ziel haben. In Zürich existiert seit Jahren die Street Church als Jugendkirche, im bernischen Niederbipp ist die Metal Church entstanden. Diese Gemeinden sind nicht territorial gebunden, sondern richten sich an spezifische Segmente und pflegen eine kirchliche Alternativkultur.

Das Problem, mit dem wir bei der Einrichtung solcher Gemeinden bisher konfrontiert sind, ist der fehlende Status in unseren Kirchenordnungen. Unsere Systeme sind auf die Parochie ausgerichtet. Regionalgemeinden sind meist als Vereine organisiert und können – wenn überhaupt- nur über Umwege durch die Kantonalkirche unterstützt werden. Hier müssen noch Möglichkeiten der kirchlichen Mitgliedschaft und der institutionellen Einbindung geschaffen werden.

Nun kann man fragen: Ist es nötig, neue Gemeinden zu gründen? Spalten wir damit nicht die existierenden Ortsgemeinden und schaffen damit eine hausinterne Konkurrenz? Die Frage ist berechtigt.

Doch die Realität unserer kirchlichen Basis ist ja bereits eine gespaltene. Der Anteil jener Gemeindeglieder, die regelmässig am kirchlichen Angebot partizipieren, macht nur einen Bruchteil unserer Mitglieder aus. Was aber ist mit den anderen los? Wollen sie wirklich nur in Ruhe gelassen werden?

Im Blick auf diese grosse Gruppe ist genügend Raum für neue reformierte Gemeinden vorhanden.

Timothy Keller hat aus empirischen Studien aufgezeigt, dass Kirchengemeinden, die innere Erneuerungsprozesse durchlaufen, bis zu 90% bereits kirchlich affine Menschen anziehen. Diese Leute fühlten sich in ihrer Gemeinde unterversorgt und erleben die innere Erneuerung als Steigerung der Attraktivität von Kirche. Unkirchliche Leute, so Keller, liessen sich auf diese Weise kaum für die Kirche gewinnen. Anders sieht es bei Neugründungen aus. Sie würden 6-10 Mal mehr Kirchenferne ansprechen, als etablierte Gemeinden.⁵ Wenn neue Segmente der Bevölkerung durch die Kirche erreicht werden sollten, müssen wir auch an Gemeindegründungen denken. Neugründungen brauchen jedoch eine gute Begleitung, ein theologisches Fundament und eine kontextualisierte theologische Vision.

Das bringt mich zum letzten Punkt.

5. Wie die Mixed Economy gefördert werden kann

Vielerorts funktioniert Kirche immer noch ganz gut im Sinn von Pfarrkollegin Beate Wolf, die der klassischen Versorgungskirche das Wort redet. Doch der Stöpsel in der Badewanne ist ausgezogen.

Wenn wir die Zeichen der Zeit analysieren, wird klar, dass wir neben der klassischen Form von parochialer Kirche auch neue, unkonventionelle, nicht parochial gebundene Formen entwickeln müssen. Zugleich aber gilt es, die klassische Gemeindegliederarbeit weiterzuführen und durch innere Erneuerungsprozesse, die oft auch ökumenische sein werden, zu fördern.

Wir müssen heute also beides tun – renovieren *und* neu bauen. Das ist anspruchsvoll und kann bisweilen zu Zielkonflikten führen. Doch haben wir gegenwärtig noch die Mittel für diese ‚Mixed Economy‘. Die Frage ist, ob wir die begeisternde Kraft und die willigen Menschen haben, um dieses Potenzial zu nutzen.

Wenn wir in der Schweiz eine Mixed Economy mit Raum für neue Gemeinden fördern wollen, geht das nicht ohne eine mutige Hinwendung zum Kern dessen, was uns als Kirche ausmacht. Ohne Christus in der Mitte ist Kirche hohl, ohne sensitive Verbindung mit der Kultur, in der wir leben, wird Kirche zum religiösen Getto, ohne praktisches Engagement für die Notleidenden ist die Kirche blind und taub.

⁵ In Timothy Keller, 2012, S. 359 f.

Was braucht es zur Förderung einer theologisch begründeten Mixed Economy?

- Wir brauchen begeisterte und motivierte Teams von Pfarrpersonen, Sozialdiakoninnen- und Diakonen, von Musikern und weiteren Mitarbeitenden - Ordinierten und nicht Ordinierten, Professionellen und Freiwilligen.
- Wir brauchen Kantonalkirchen, die Gemeinden befähigen, ermutigen, fördern und Mittel und Raum für Innovation zur Verfügung stellen.
- Wir brauchen Universitäten, die aktiv den Dialog mit den Kirchenleitungen und mit den Gemeinden suchen und pflegen.
- Wir brauchen regionale und nationale Netzwerke, in denen sich Teams aus klassischen Parochien und neuen Gemeinden austauschen und gegenseitig ermutigen und fachliche Begleitung finden.
- Vielleicht brauchen wir auch eine kirchliche – warum nicht ökumenische- Akademie zur Ausbildung von theologisch geschulten Gemeindeleiterinnen/ Gemeindeleitern und Kirchenpflanzern.

Dass dies auch unter widrigen Bedingungen möglich ist, wurde mir auf einer Reise mit einer Gruppe von Schweizer Kirchenleitenden nach London bewusst. Wir waren zu Gast im St. Melitus Collage, das von Bischof Graham Tomlin geleitet wird und besuchten diverse Gemeinden der quirligen FX-Szene (Fresh Expressions of Church) und natürlich die Holy Trinity Brompton, die Mutterkirche der Alpha-Bewegung. Die Anglikaner haben die Talsohle durchschritten und wachsen heute besonders in den Städten dank neuen oder erneuerten Gemeinden, während der Aderlass in den klassischen Parochien langsam weitergeht. Ihre Erfahrung kann uns inspirieren, unsere eigenen Wege der Erneuerung zu finden. Für uns gilt es, den ‚Kairos‘ zu nutzen und die Gelegenheit beim Schopf zu packen, solange wir dafür noch die Mittel haben.